

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 12

Artikel: Christine Berthold [Fortsetzung]
Autor: Nuss, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXI. Jahrgang.

Zürich, 15. März 1928.

Heft 12.

Frühlingsahnen.

Ich stand im Garten zur sinkenden Nacht;
Tief braußt in den Tannen des Windes Macht.
Schwarz hob sich das Astwerk zum Himmelszelt —
So düster und schweigend lag ringsum die Welt,
Nur drüben, fern hinter dem Hügelraum,
Ein Summen von Glocken ging sacht wie ein Traum.

Doch wie nun mein Blick still zur Erde fiel,
Da hebte dort leis auch ein feines Spiel:
Schneeglöckchen im frischen duftigen Flor,
Sie nickten im Wind, ein lieblicher Chor!
Nun streift durch die Ode ein sonniger Hauch:
Schneeglöckchen, sie läuten — — Herz, klinge du auch!

Elisabeth Luz.

Christine Berthold.

Roman von Emma Ruß.

(Fortsetzung.)

Erstaunt blickte der Direktor auf die vornehme Erscheinung, die da so sicher und frei vor ihm stand, als berühre sie die so nahe Verwandtschaft mit der alten Buchthäuslerin gar nicht peinlich. Noch mehr erstaunte er aber, als er erfuhr, wie sich das Leben der Sophie Berthold in der Freiheit gestalten sollte.

„So sind Sie in der Lage, für den Lebensunterhalt Ihrer — hm — Ihrer Mutter,“ — es war ihm peinlich, dieser Dame gegenüber von der Sophie Berthold als ihrer Mutter zu reden — „allein aufzukommen?“ hatte der Beamte sie noch gefragt.

„Ja,“ hatte Christine erwidert und sodann

ein Schriftstück unterzeichnet, wonach sie alle Verpflichtungen für die Mutter fortan übernehme.

Sie wurde dann in ein Besuchszimmer geführt, das keinerlei Ähnlichkeit mit jenem Raum hatte, in dem sie die Mutter damals das erste und einzige Mal gesehen und gesprochen hatte, und der ihr im Wachen wie im Traume schon so oft wie ein Schreckgespenst erschienen war.

Eine alte, bleiche Frau wird hereingeführt, angetan mit einem schwarzen Kleid, das schon im Schnitt die Armseligkeit der Trägerin kennzeichnet. Mit blinzelnden Augen steht sie da,

diesmal allein, Christine gegenüber. Sie ist nun frei, und das Gespräch bedarf keiner Überwachung mehr.

Da erst erkennt Christine die ärmliche Gestalt. „Mutter!“ ruft sie, und in ihrem Ton liegt so viel Mitleid, so viel Erbarmen, daß er diesmal tief ins Herz der Frau dringt. Sie hört in ihrem Leben zum ersten Mal das Wort „Mutter“ und weiß doch weiter nichts damit anzufangen, als verlegen zu lächeln. Und doch streckt sie der Tochter die Hand entgegen, eine zitterige, knochige Hand: „Ich dachte immer — Sie kämen — mal wieder mich besuchen,“ brachte sie unter mühsamem Atmen hervor, denn die Erregung über das Wiedersehen mit der Tochter verursachte ihrem kranken Herzen große Not.

„Ich war die Jahre her nicht in Deutschland, sonst wäre ich gekommen,“ entgegnete Christine tief beschämt, daß sie selbst nicht einmal geschrieben, wo sie vielleicht sogar in Sehnsucht von diesem armen Geschöpf erwartet wurde. Und sie war doch der einzige Mensch, der ihr noch nahe stand. Alle anderen verachteten oder fürchteten sie sogar.

Die Kranke nickte ein paarmal, als wolle sie damit ausdrücken: „Ja, ja, ich weiß schon, mit einem Menschen, wie ich es bin, macht man nicht so viel Umstände.“

Christine empfand dieses Nicken wie einen berechtigten Vorwurf. Wie wollte sie doch alles wieder gutmachen, was sie da an diesem armen, irregeführten Menschen versäumt hatte, dachte sie. Sie wollte ihr mit aller Liebe beistehen, sie einem reinen Leben zuführen, damit sie bei Gott Vergebung ihrer Schuld suchte und auch fand. Sie führte die Mutter auf einen Stuhl und setzte sich neben sie, ihre Hand ergreifend und leise darüber hinstreichend: „Aber nun bin ich ja bei dir, und du kommst mit mir, sowie der Tag deiner Freilassung bestimmt ist. Der Direktor meint, es müsse schon in den allernächsten Tagen so weit sein,“ versuchte sie in recht unbefangenen Tone auf die scheu und verlegen Dastehende einzureden.

„Wo soll ich denn aber hin? Ich bin jetzt alt und krank und kann keine schwere Arbeit mehr tun,“ kam es ganz verängstigt zurück.

„Du brauchst gar keine Arbeit mehr zu tun, dafür Sorge ich schon,“ beruhigte sie Christine. „Du wirst mit einer Pflegerin in einem hübschen Häuschen ganz allein wohnen und kannst

da tun und lassen, was du willst, ohne an irgend etwas Not leiden zu müssen.“

Ungläubig starrte die Frau auf Christine, und die Angst wich nicht von ihr. Wußte denn die Tochter nicht, wieviel Geld dazu nötig sein würde, wenn sie, ohne etwas zu tun, draußen leben sollte, nur von dem, was ihr die Tochter würde geben können. Sie wußte ja noch nichts von dieser Tochter und ihren Erfolgen im Leben. Und so kam sie sich vor, als würde ihr mit dieser Freilassung aus dem Buchthaus der Boden unter den Füßen weggezogen, so sehr fürchtete sie die Welt vor den Toren der Anstalt.

„Die andern sagen, ich gehe draußen bald vor die Hunde,“ verbiß sie sich in ihrer Angst.

„Aber das ist ja Unsinn!“ rief Christine jetzt etwas ungeduldig, „wozu bin ich denn da? Laß sie nur reden, was sie wollen, ich habe so viel Geld und verdiene immer mehr dazu, daß du und ich zusammen es gar nicht ausgeben können. Bist du nun beruhigt?“

„Sie — bleiben bei mir?“ Atemlos vor Freude fragte es die Alte, und zum ersten Male hingen ihre Augen fast liebevoll an dem Gesicht der Tochter.

„Willst du nicht auch du zu mir sagen, Mutter, wie ich zu dir?“ lenkte Christine rasch ab.

„Zu mir sagt jeder du — aber bei einer so feinen Dame wie Sie gehört sich das nicht,“ wehrte sie verlegen diese vertrauliche Anrede ab.

Da lächelte Christine sie so herzlich und gütig an, daß es der Alten seltsam weich ums Herz wurde. „So willst du mich nicht als deine Tochter ansehen, sondern wie eine Fremde? Und ich hatte doch gehofft, wir würden jetzt recht gute Freunde zusammen werden.“

In den weitgeöffneten, rotumränderten Augen standen Tränen, die jetzt langsam über die eingefallenen Wangen liefen. „Meine Tochter — mein Kind!“ flüsterte die Arme und sank ganz in sich zusammen. „Das habe ich gar nicht um dich verdient, wo ich solche schwere Schuld auf mich geladen habe.“

Da zog Christine diesen erbarmungswürdigen Menschen in ihre Arme, und in einem Gemisch von Mitleid und Liebe sagte sie: „Alles kann noch gut werden, Mutter, und dein Leben friedlich und glücklich in Zukunft verlaufen, wenn du deine Schuld aufrichtig bereust. Der liebe Gott verzeiht einem jeden reuigen Sünder.“

* * *

27. Kapitel.

„Großpapa, Großpapa!“ rief ein kleines fünfjähriges Mädchen mit blonden, flatternden Ringelhärchen und rannte atemlos vor Freude auf den alten Herrn zu: „Großpapa, ich darf heute mit Mutti und Onkel Werner Eisenbahn fahren.“

Ernst Stoewing sah beglückt dem niedlichen, zappelnden Persönchen entgegen, das auf dem gelben Kiesweg wie ein Vögelchen dahergeflattert kam: „Ei, was du nicht sagst!“ meinte er mit gekünstelter Wichtigkeit, „und wohin soll denn die Reise gehen?“

„Wir wollen Tante Christine besuchen. Onkel Werner hat es eben an Vati telephoniert, und Mutti sagt, da darf ich mit.“

„Wen wollt ihr besuchen?“ Stoewing legte die Hand an sein Ohr, als habe er nicht recht gehört.

„Tante Christine. Du weißt doch, Großpapa, Mutti hat sie doch so lieb!“

In höchstem Staunen folgte der Herr den Worten des Kindes. Was sollte denn das heißen? Christine — doch wohl nicht Christine Berthold? Das war ja ganz ausgeschlossen. — Aber wer sollte es denn sonst sein? Es gab doch außer dem Kinde niemanden sonst in der Verwandtschaft und Bekanntschaft! — Kopfschüttelnd und doch erregt durch den Gedanken an eine solche Möglichkeit, tat er ein paar heftige Bzüge an seiner Morgenzigarre und ging nun, so schnell er konnte, auf das Haus zu, um zu fragen, was Wahres an dem sei, was er soeben durch das kleine Plappermäulchen vernommen.

Doch da stürmte auch schon Susi, frisch und rosig, mit einem strahlenden Lächeln auf dem hübschen Gesicht, aus dem Hause und fiel ihm jubelnd um den Hals: „Christine ist gefunden! Onkel Ernst, denke dir, meine Christine ist gefunden! Sie ist im Waisenhaus. Wir wollen in einer Stunde hinausfahren und sie hierherholen. Werner hat es soeben mitgeteilt.“ In überstürzter, aufgeregter Rede brachte sie in einem einzigen Jubelton die Worte hervor.

Auch über das freundliche Gesicht des Onkels, dem die vorübergegangenen Jahre kaum anzusehen waren, zog die Freude über diese Botschaft, hatte er doch innigen Anteil an Christinens Geschick genommen. Ihr Verschwinden damals hatte auch ihn sehr betrübt, da er das junge Mädchen außerordentlich schätzte.

„Na, das wäre aber mal eine rechte Freude,

wenn das wirklich stimmte und ihr sie hierherbrächtet,“ meinte er, der Nichte erfreut die Hand drückend. „Weißt du denn Näheres über sie, und wo sie herkommt?“

„Nichts weiß ich, Onkelchen, als daß sie lebt, und zwar so nahe bei uns. Werner hat es soeben an Fritz telephoniert, damit ich es rasch erfahre, denn er weiß ja, daß kein Mensch, außer ihm, sich so über ihr Wiederfinden freut wie ich. Ich bettelte nun so sehr, mich und die Kleine doch mitzunehmen, daß er schließlich ja sagte. „Vielleicht ist sie doch milder gesinnt, wenn sie das Kind sieht,“ dachte Susi mit einem zärtlichen Blick auf das Töchterchen.

„Na, dann seht mal zu, daß ihr sie mitbringt. Ich werde schon für einen festlichen Empfang hier sorgen. Wer weiß, ob sie sich nicht in schlimmer Notlage befindet, da sie doch im Waisenhaus Unterkunft gesucht zu haben scheint,“ meinte der alte Herr etwas besorgt. „Da wollen wir ihr dann schon wieder hochhelfen, was, Susi?“

Mit bewegten Worten dankte Susi dem Onkel für seine gütige Absicht. Ja, sie wollte gewiß alles tun, um Christine eine Heimat in ihrem Hause zu geben, um alles wieder gut zu machen, was sie Schweres an ihr verschuldet. Ihr eben noch so strahlendes Gesicht zeigte einen tiefbekümmerten Ausdruck, als sie nun ihr Kind an die Hand nahm und, sich von dem Onkel verabschiedend, zu dem Gatten eilte, der sie zur Bahn bringen wollte.

„Na, nun bin ich ja bloß gespannt auf diese vielgerühmte Christine,“ meinte unterwegs Fritz Stark, Susis Gatte. Er war der echte, deutsche Ingenieur. Kerngesund, mit kühnem, energischem Gesicht, blondem Spitzbart und einer überlegenen Ruhe in seinem ganzen Wesen, die auf die zarte Frau an seiner Seite, schon seit sie ihn kannte, von äußerst wohltuendem Einfluß war.

„Du wirst ja sehen, Fritz, ob ich zu viel von ihr gesagt habe, wenn ich behaupte, daß sie mich und alle anderen Damen unseres Bekanntenkreises hundertmal in die Tasche steckt. Frage nur mal Werner!“

„Werner?! Der ist ja bald übergeschnappt vor Freude, hat also kein klares Urteilsvermögen mehr. — Hoffentlich ist die Enttäuschung nicht allzu groß für ihn, denn so ein alleinstehendes Mädel wird es in diesen ganzen Jahren nicht allzu leicht gehabt haben. Und zur Schönheit tragen Not und Sorgen bekanntlich

nicht allzuviel bei. Aber vielleicht hat sie in der Zeit auch gelernt, das Leben von der leichten Seite zu nehmen?"

"Christine? — Niemals könnte die leichtsinnig werden, Fritz!" Ganz entrüstet wies Susi solche Verdächtigung der Freundin zurück. Sie war wieder so ganz durchdrungen von deren Unvergleichlichkeit.

Statt einer Antwort klopfte ihr der Gatte zärtlich auf die kleine Hand. Er kannte das Leben besser als seine junge Frau und würde sich über nichts wundern, was die Jahre aus der Jugendfreundin Susis auch gemacht haben mochten.

Werner nahm am Bahnhof Mutter und Kind in Empfang, doch blieb er, wie immer, wortfarg und in sich gefehrt während der ganzen Fahrt. Nur seine leuchtenden Augen und seine aufrechte Haltung verrieten, was in ihm vorging.

In dem Städtchen angekommen, bat er Susi, sie möge mit ihrem Töchterchen in dem Gasthose am Marktplatz auf ihn warten, bis er mit Christine oder allein zurückkommen werde. Er bestieg darauf den einzigen am Bahnhof stehenden Wagen und fuhr nach dem Waisenhaus hinaus, da seine Nachforschungen dieses als ihren jetzigen Aufenthalt angaben.

Susi ging indessen mit ihrem Kinde die kurze Strecke Weges zu Fuß nach dem Marktplatz in das ihr genannte Gasthaus und wartete dort mit brennender Ungeduld auf das Erscheinen Werners mit der Freundin. Sie sprach sich dabei im Geiste tausendmal die Worte vor, die sie zuerst mit Christine sprechen wollte, belehrte auch das Töchterchen, was es zu der Tante sagen sollte, und lief dabei unruhig in der Gaststube hin und her. Ein junges Mädchen hatte an einem der Fenster sich einen Schreibtisch zurecht gemacht und tippte, ungeachtet der Gegenwart der Dame, eifrig auf einer Schreibmaschine, was der kleinen Christine sichtlich über die Langelweile des Wartens hinweghalf, denn sie schloß sehr schnell Freundschaft mit der jungen Dame.

Eine eigenartig aussehende Frauensperson mit pechschwarzen, strähnigen Haaren war einmal hereingekommen und hatte mit dem Tippfräulein einige Worte gewechselt, um dann rasch wieder zu verschwinden. Dies alles beobachtete Susi sozusagen ohne Bewußtsein, so sehr war sie innerlich mit dem bevorstehenden Wiedersehen beschäftigt. Draußen ratterte jetzt ein Auto und hielt auch vor dem Gasthaus. Ohne

Neugierde, nur um eine Unterbrechung in ihre sich kreisenden Gedanken zu bringen, trat Susi ans Fenster und sah noch eben, wie ein schwarzer Lackschuh auf dem Trittbrett des eleganten Wagens sichtbar ward, und wie der Chauffeur ehrerbietig an dem geöffneten Wagenschlag stand, um einer vornehm gekleideten Dame herauszuhelfen, deren Gesicht Susi jedoch nicht erkennen konnte. In diesem Augenblick huschte auch wieder diese seltsame Frauensperson durch die Gaststube und stand, wie aus der Pistole geschossen, fast in derselben Sekunde auch schon unten neben der Dame, ihr den Sonnenschirm und eine kleine Handtasche abnehmend.

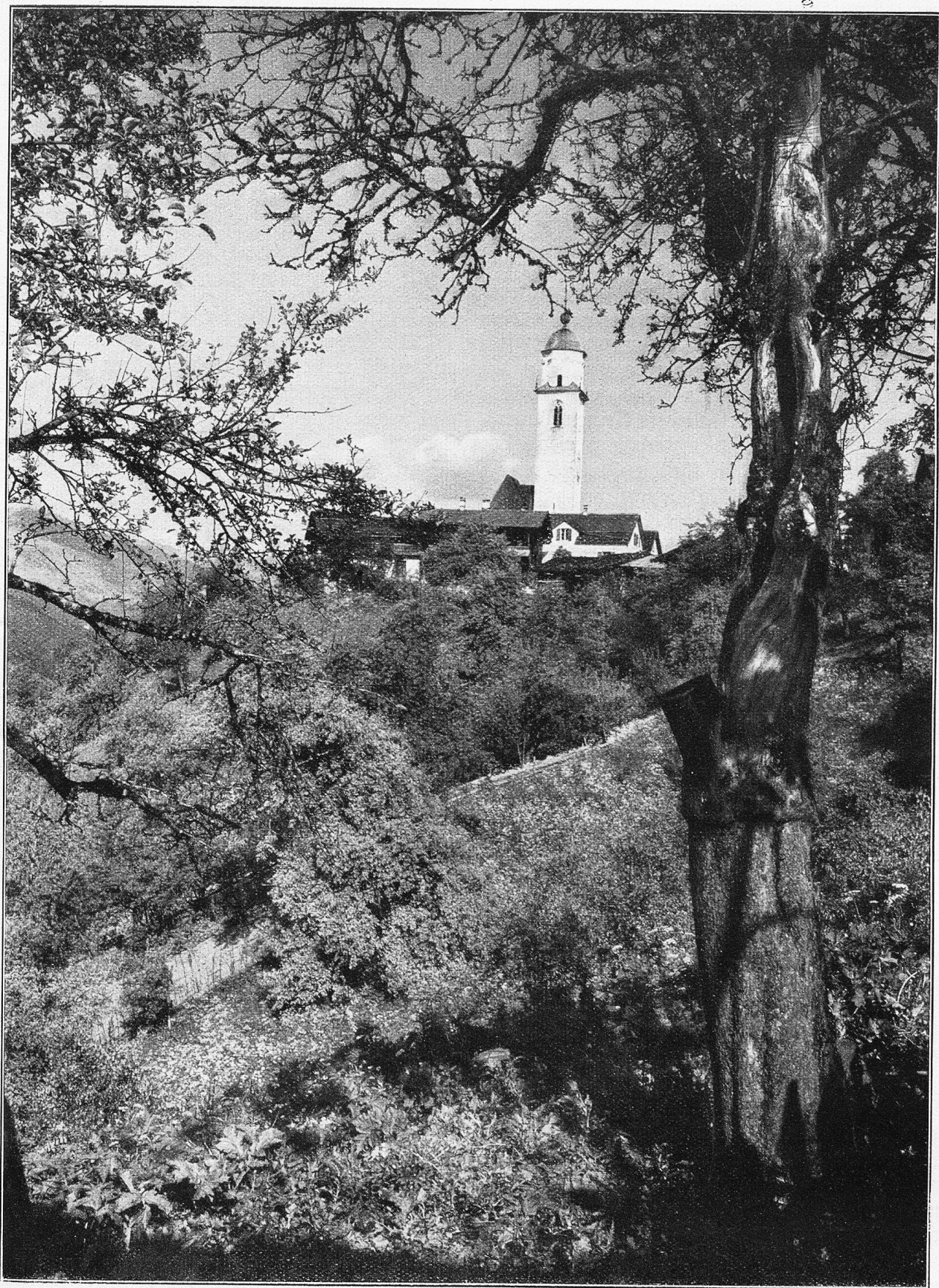
Gleich darauf betrat die Dame das Gastzimmer, und Susi konnte in dem Zwielficht der Eingangstüre zunächst nur eine mittelgroße, schlanke Erscheinung erkennen, die völlig unter einer langbefranzten, schwarzen Seidenpelerine verschwand. Jetzt trat die Dame in den Lichtkreis des Zimmers, und sogleich erschien auch die Wirtin mit blendend weißer Schürze angeht, um die Angekommene zu begrüßen. Susi hatte sich in diesem Augenblick weit vorgebeugt und stierte auf die Dame, die ihr jetzt voll das Gesicht zuwandte, wie auf eine Geistererscheinung. Und noch ehe ein Wort in dem Raum gesprochen wurde, jubelte sie laut auf: „Christine — Christine!“, stürzte auf die völlig überraschte zu und schlang, fast besinnungslos vor Freude, die Arme um die so lang Vermißte und nun so plötzlich Wiedergefundene.

„Susi, liebe kleine Susi —“ flüsterte da ganz erschüttert Christine. „Wo kommst du denn her? Und wie hast du mich so rasch wiedererkannt?“ Zärtlich streichelte sie über Susis erhitztes Gesicht, und die neben ihr stehende Jessy riß ihre glitzernden Augen erstaunt auf, als sie diese weiche Stimme vernahm. Von dieser Seite hatte sie die Herrin bis jetzt noch nicht kennen gelernt.

„Ich heiße auch Christine, wie du,“ unterbrach jetzt ein feines Kinderstimmchen die Wiedersehensfreude der beiden Freundinnen, und es zupfte dabei etwas schüchtern Christine am Arm.

Da erst gewahrte diese das blonde, kleine Mädchlein, nahm es mit einem Tauchzer in die Arme und küßte es voller Zärtlichkeit. „Du heißest auch Christine wie ich? Und wie denn noch?“

„Christine Stark!“ gab die Kleine noch etwas schüchtern zur Antwort. „Und du bist meine Tante Christine. Mutti sagt, wir müs-



Blick auf die Kirche von Saas im Prättigau.

Phot. G. Meerkämper, Davos.

sen dich alle sehr lieb haben," fügte sie noch, rasch Mut fassend, hinzu.

Da ergriff Christine die Freundin an der Hand, behielt das Kind im Arm und eilte zur Türe: „Frau Schmitt," rief sie der Wirtin zu, „wir kommen bald wieder herunter, und bringen Sie auch für meine Gäste das Beste, was Sie im Haus und Keller haben, auf den Tisch.“

Sie wollte ohne Zeugen wenigstens ein paar Minuten mit diesen beiden geliebten Menschen zusammen sein. Und der am Fenster arbeitenden Sekretärin sagte sie noch im Hinausgehen: „Sie können heute nachmittag ausspannen, Fräulein Zimmermann. Wie Sie sehen, werde ich wohl heute keine Lust mehr an geschäftlichen Dingen haben.“

Und ausgelassen wie ein Kind selbst tollte sie oben in ihrer Stube mit dem kleinen Patenkind herum, als sei sie berauscht von dieser Stunde des Glückes, die ihr die Jugendfreundin mit ihrem süßen Kinde zugeführt hatte.

„Und nun erzähle — wie kamst du hierher — wie fandest du mich, Susi, Liebste du?“

Aber diese schnitt durch eine Handbewegung die Frage ab: „Nachher — nachher, Christine, sollst du alles wissen, was du wissen möchtest. Jetzt erlaube mir erst einmal, meine Kleine für kurze Zeit der Obhut deines Fräulein Zimmermann anzuvertrauen, mit der sie ja vorhin schon ziemlich bekannt geworden ist.“

„Wozu denn das, Suselchen? Daß mir doch die süße Kleine wenigstens jetzt noch ein wenig," bat Christine erstaunt über Susis Einfall.

„Vor allen Dingen muß ich mit dir ganz allein sein, da ich — dir etwas zu sagen habe, das auch mein Kind nicht zu hören braucht," brachte Susi stoßend hervor.

„Wie du meinst, Susi, aber hat das denn nicht Zeit?" verwunderte sich die Freundin immer mehr.

Die junge Frau schüttelte tiefbekümmert den Kopf und führte das nur widerwillig folgende Kind rasch hinunter. Als sie wieder bei der Freundin eintrat, begann sie sofort: „Nein, Christine, das, was ich dir sagen muß, hat keine Zeit, denn ehe du nicht weißt, welche Schuld ich an dir begangen habe, kann ich weder für mich noch für mein Kind deine Liebe und deine freundschaftlichen Gefühle ohne Gewissensbisse hinnehmen.“

„Von welcher Schuld sprichst du denn, Susi?" fragte aufs höchste erstaunt und auch schon etwas beunruhigt Christine.

„Du sollst gleich alles hören, Christine, und du wirst meine Zweifel, ob du weiterhin noch Liebe für mich empfinden kannst, voll und ganz verstehen." — Sie tat einen tiefen Seufzer und begann: „Ich war nicht viel älter, als meine Kleine heute ist, da hörte ich im Waisenhaus Schwester Paula in höchster Erregung zu Schwester Marianne sagen — — —" sie stockte und meinte zögernd: „Christine, verzeih mir, wenn ich dir jetzt sehr weh tun muß, aber ich muß gerade diesen Vorfall genau schildern, damit du meine ganze Schuld verstehst.“

„Erzähle alles — es wird mir nicht weh tun," entgegnete ruhig die Freundin.

„Also Schwester Paula, die aus irgend einem mir nicht mehr erinnerlichen Grunde zornig auf dich war, rief: „Diese Christine wird einmal genau so wie ihre Mutter — —" wieder stockte sie, doch Christine herrschte sie jetzt förmlich an: „Weiter!" — — „im Zuchthaus als Verbrecherin enden.“

Es schien, als erblickte Christine einen Augenblick, doch sie sagte ruhig: „Erzähle weiter.“

„Ich verstand damals den Sinn dieser Worte nicht, merkte aber an Schwester Mariannes Empörung über diese Äußerung, daß es etwas sehr Schlimmes gewesen sein mußte, was da über dich und deine Mutter gesagt worden war, und deshalb wohl blieben mir diese Worte fest im Gedächtnis, daß ich allmählich auch ihren Sinn und ihre Bedeutung verstehen lernte. Mit der Zeit schwand aber die Begebenheit doch aus meinem Gedächtnis, um so mehr, da du mir soviel treue und hilfsbereite Liebe im Waisenhause entgegenbrachtest, wie niemand sonst dort. Nur wenn du selbst von deiner Mutter sprachst, kam mir die Erinnerung an Schwester Paulas Bemerkung über sie, und du tatest mir dann stets unsäglich leid. Ich wußte zwar gar nichts Näheres und hätte für mein Leben gerne jemand danach gefragt, wußte aber im voraus, daß ich nie etwas darüber erfahren würde. Und als ich dann zu Onkel Ernst nach Hamburg gekommen war, vergaß ich mit der Zeit diese Sache vollkommen — ja, ich vergaß sogar dich, Christine, bis du eines Tages wieder in mein Leben tratest. Und ich schwöre dir, daß ich überglücklich war, als du kamst, und daß ich mit aller Liebe an dir hing, deren ich überhaupt fähig bin. Aber du weißt vielleicht auch, ohne daß wir je darüber gesprochen haben, daß ich in dieser Zeit Werner Krüß liebte.

Ich liebte ihn so sehr, daß ich, als ich von seiner Liebe zu dir erfuhr, dich und das Geheimnis deiner Geburt, deines Herkommens an seinen Vater verriet, wohl wissend, daß damit eine Ehe zwischen Werner und dir ein für allemal unmöglich sein würde." Susi hatte zuletzt so hastig und aufgeregter gesprochen, daß ihre Worte kaum mehr verständlich waren.

Aber Christine hatte sie verstanden. Als die junge Frau, fast erschöpft von diesem Geständnis, geendigt, sprang Christine, zornrot im Gesicht auf: „Das hast du getan! Du also hast den Stein ins Rollen gebracht, hast dieses Leid eines ganzen Lebens über mich und Werner gebracht, nur weil du nicht alles haben konntest, wonach sich deine lüsternen Hände ausstreckten? So gering war deine Liebe zu ihm, daß du ihm nicht das größte Opfer hast bringen können, deiner Liebe zu entsagen, um ihn glücklich werden zu lassen. Du weißt nicht, was Liebe ist, Susi, weißt nicht, was wahre Liebe alles vermag, und weil du es nicht weißt, kann ich auch nicht mit dir zürnen, sondern dich nur bedauern. Vielleicht war es auch ohne deinen Verrat so gekommen, und so erfuhr ich wenigstens, daß ich noch eine arme, bedauernswerte Mutter habe.“

Da hielt es Susi nicht mehr länger. Laut aufschluchzend warf sie sich zu Füßen Christinens und barg ihren Kopf in deren Schoß. Und schluchzend und stammelnd sagte sie: „Glaube mir, Christine — ich habe nie wieder eine reine Freude gehabt, seit du uns verlassen. Auch als ich meinen Mann kennen und mit der Zeit lieben lernte, als wir heirateten, als ich mein geliebtes Kind empfing — immer und überall standest du dazwischen, und die qualvolle Ungewißheit über dein Leben brachte mich schon oft an den Rand der Verzweiflung. Ich bin hergekommen, Christine, um gut zu machen, soviel in meinen Kräften steht, denn eher werde ich meines Lebens nicht wieder froh. Nimm alles, Christine, was ich besitze, wenn ich dir damit helfen kann zu deinem Glück, denn du strebstest früher stets nach Besitz.“

Da lächelte Christine zum ersten Male ein klein wenig. „Wenn mein Glück im Besitze läge, so müßte ich heute einer der glücklichsten Menschen auf der Welt sein.“

Erstaunt fragend sah Susi sie an.

„Ja, Susi, ich hänge nicht mehr wie damals in der Luft und habe mir die fehlende Familie durch Millionenbesitz ersetzt. Und dieser Besitz

wächst von Tag zu Tag. Also müßte ich deiner Meinung nach glücklich sein?“

Tief ergriffen blickte Susi in grenzenloser Bewunderung auf die Freundin.

„Aber, Christine — das ist ja wundervoll — wenn das Onkel Krüz erfährt...“

„Das soll er nicht erfahren. Hörst du, Susi?“ Erregt faßte sie die junge Frau am Arm.

„Aber er muß es doch schließlich erfahren, wenn Werner — — —“

„Nichts von Werner, Susi. Meine Mutter lebt jetzt hier in nächster Nähe. Sein Leben soll und darf nicht vernichtet werden durch diese arme, alte Frau, die nun ganz zu mir gehört.“ Und Christine erzählte der entgeistert Zuhörenden mit wenig Worten das Schicksal der Mutter und fügte hinzu: „Damit begreifst du wohl auch, daß ich für ihn nicht mehr existieren darf.“

„Aber er liebt dich doch, ob mit oder ohne deine Mutter, Christine,“ rief jetzt Susi aus. „Du darfst ihn nicht wieder unglücklich werden lassen, wenn er nachher zu dir kommt.“

Da schnellte Christine empor. „Er kommt hierher?“

„Ja. Wir suchten dich all diese Jahre zusammen, Christine, und er hat dich endlich entdeckt.“

An der Türe erfolgte ein Klopfen, daß Christine aus ihrem Erstarren aufwachte. „Herein!“ rief sie, ohne weiter zu überlegen, daß es nicht die Dienerin, sondern jemand anders sein könnte.

Sie stand am Tische, als sie den Kopf wandte, und ihr Gesicht wurde jetzt schneeweiß, da sie den Mann dort an der Türe erkannte.

„Darf ich noch zu dir kommen, Christine? Oder hast du nochmals den Mut, mich wegzuschicken?“ sprach er, ohne sich zu rühren.

Ein Zittern durchflog ihre Glieder, da sie den Klang seiner Stimme vernahm, und als sie in sein von Schmerz und Kummer gezeichnetes Gesicht sah, ging es wie ein Ruck durch ihren Körper. Sie hob die Arme nach ihm, und er stieß einen Laut aus, wie ein von schwersten Qualen befreiter Mensch. Und nicht mit Rüssen bedeckte er ihr Antlitz, als sie jetzt an seiner Brust lag, denn seinen Augen entströmten heiße Tränen, die sich mit ihren vereinten und wie ein erlösender Balsam in ihre wunden Herzen fielen.

Susi hatte unbemerkt von den beiden das Zimmer verlassen.

* * *

28. Kapitel.

Wie ein Sturmwind war das schier unfaßbare Glück ihres Wiederfindens über die beiden jungen Menschen dahergebraust, so daß sie kaum Worte finden konnten, die ihr Empfinden, ihre beseligende Freude genügend hätten ausdrücken können. Fast hilflos stand die sonst so resolute Christine da, in das so veränderte, teure Gesicht Werners blickend, denn alle die Fältchen und Furchen darin legten Zeugnis ab von seiner unendlichen Liebe zu ihr, da sie nur der Kummer um sie hineingegraben.

Mit tiefer Bewegung faßte Werner sie jetzt bei den Händen: „So liebst du mich noch wie damals, Christine, und wirst mich nie wieder verlassen?“ fragte er sie mit verschleierter Freude in der Stimme.

Christine strich sich über die Stirne, als wolle sie lästige Gedanken verscheuchen, „Meine Mutter, Werner!“ entgegnete sie, und als er auffahren wollte, unterbrach sie ihn, rasch fortfahrend: „Nicht schwere, bittere Jahre liegen hinter uns, und unsere Liebe hat trotz allem die Feuerprobe bestanden. Ich gehöre dir für alle Zeiten, aber unsere Liebe darf nicht der Gefahr ausgesetzt werden, daß Klatsch und Gerüchte sie erniedrigen und schließlich vielleicht töten. Und das geschähe hier in jedem Falle. Wir können den Menschen nicht zumuten, daß sie sich ohne weiteres über die Verbrecherin hinwegsetzen und mich für voll ansehen sollen. Denn, — ich täte es an ihrer Stelle wahrscheinlich auch nicht, wie ich das Leben heute kenne. Ich aber habe in diesen Jahren so schwer gearbeitet und so viel erreicht, daß ich mich wiederum nicht mehr wegen der Schuld eines andern Menschen, und sei dies auch meine Mutter, demütigen lassen kann. In meinen Händen liegt heute die Verantwortung über das Schicksal mehrerer Tausend Menschen; ich bin die Herrin einer der größten Firmen Kanadas, Werner. Hier in Deutschland kann ich also jetzt auf keinen Fall bleiben, und wenn du den Mut und die Entschlußkraft finden

könntest, mit mir zu kommen, in meinem Werke deine Kräfte und Fähigkeiten zu nützen — Liebster, ich wollte es dir mit einem ganzen Leben voll hingebendster Liebe danken,“ schloß sie.

Mit immer wachsender Verwunderung hatte Werner die knappe Schilderung ihres Emporstiegens vernommen. Fast mit Ehrfurcht blickte er zu ihr empor, und seine ganze heiße Liebe lag in seiner Stimme, als er jetzt mit tiefem Atemzug sagte: „Ehe ich dich noch einmal von mir lasse, folge ich dir, und sei es bis ans Ende der Welt.“

„Werner, Liebster!“ jubelte sie da auf, „nun wird ja noch alles gut!“ Und in heißer Dankbarkeit umschlang sie ihn, daß der allgütige Gott ihrem Leben eine so beseligende Wendung gegeben.

Dann gingen sie hinunter in die Gaststube und verbrachten bei einem fröhlichen Mahle mit Susi und der kleinen Christine eine Stunde ungetrübtesten Glückes.

„Wir wollen dann gleich zu meinen Eltern fahren, Christine, wenn es dir so paßt,“ schlug Werner dabei vor.

Fast ängstlich wehrte sie aber ab. „Willst du nicht erst deine Eltern auf alles vorbereiten, Werner, ehe ich komme?“

„Christine — Werner — laßt mich das tun,“ bat Susi da und konnte es nicht hindern, daß sie dabei errötete. Sie fühlten alle drei in diesem Augenblick dasselbe — daß Susi an derselben Stelle gutmachen wollte, wo sie damals das Unheil über die beiden heraufbeschworen hatte.

Und beide erklärten sich auch gern damit einverstanden: „Werner und ich werden uns ja in den nächsten Stunden soviel zu erzählen haben, daß wir wohl erst gegen Abend in Hamburg eintreffen, denn ich muß vorher noch zu meiner Mutter,“ sagte Christine zu Susi, als diese sich mit der Kleinen verabschiedete.

„Ich werde dich zu deiner Mutter begleiten,“ erbot sich Werner rasch.

(Schluß folgt.)

Sturm und Birke.

Ich bin der Sturm, die Birke du ...
Mein ungestümes Wildherz freit
Von Sehnsucht schwer, von Jubel heiß
Um dein wie Blüten schimmernd Weiß,
Um deine schlanke Biegsamkeit!

„Die Birke bin ich, du der Sturm ...
Dein Atem wühlt in meinem Haar.
Gleichwüchsig bin ich deiner Kraft:
Umbraust von deiner Leidenschaft,
Wird mir mein Tieffstes offenbar!“

Heinrich Anacker.